

Esse.

(Nachdruck verboten.)

9) Von Alexander L. Nielland.

Aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

Im Laden bei Ellingsen und Larsen war es ebenso geschäftig; die, welche jetzt kamen, waren meist kleine Leute, welche nötige und unnötige Einkäufe zu Weihnachten machten. Ab und zu wurde hinten im Laden die schwere Fallthüre in der Diele geöffnet, und der jüngste Ladenbursche stieg hinunter, um neuen Vorrat von dem oder jenem zu holen.

Floh und die anderen waren gerade zur Kellertür hereingekommen, als die Fallthüre geöffnet wurde; die andern zogen sich im Nu zurück; aber sie blieb stehen — starr vor Schreck.

Aber als sie die Füße des Burschen sah, während er herunterstieg, hatte sie doch noch Besinnung genug, um sich zwischen einige Mehlsäcke zu werfen.

Während sie still dalag, fast ohne Atem zu holen, fühlte sie sich vollständig vernichtet. Durch ihren Kopf jagte in schneidender Klarheit ihr ganzes Leben von Fall zu Fall, bis sie hier lag — erniedrigt zum Neubersten, zwischen Dieben und Schurken. Nun mußte sie sterben, sie fühlte es deutlich; leer und schwach wie sie von Hunger und bösen Tagen war, hatte der Schreck sie gelähmt, sie fiel in Ohnmacht.

Der Ladenbursche mußte gewiß an der Thür etwas gesehen oder gehört haben; denn er sah die ganze Zeit dorthin. Aber da er nicht mutig genug war, stieg er wieder hinauf und schloß die Luke.

Der Mechaniker rüttelte Esse; sie blieb liegen.

„Das dachte ich mir“, murmelte er mit einem häßlichen Fluche; „was sollten wir mit der!“

Er stand einen Augenblick ratlos; Ewend und der Blechschmied kamen auch herein. Plötzlich ergriff der Mechaniker eine Flasche von dem Regal, wo, wie er wußte, die Liqueure lagen, brach ihr mit geschicktem Schlag den Hals und goß Esse ein paar Tropfen in den Mund.

Sie erwachte — verstört, überrascht, darauf ergriff sie die Flasche und trank wieder.

„So — da nimm jetzt eine Herzstärkung! Du mußt zwei Schinken für Lenepuppe unter Deine Schürze nehmen“; damit ging der Mechaniker seines Wegs und überließ sie Ewend und dem Blechschmied.

Was war das, was sie trank? — Nie hatte sie so etwas gekostet, es war süß und stark wie die andern Liqueure, aber es waren Rosen, — Rosen waren es, was sie trank — Rosen, die sie seit ihrer Jugend begleitet hatten, die aber nun so lange fortgeblieben waren, — sie waren jetzt wieder zu ihr gekommen; sie trank in langen durstigen Zügen.

Wie warme Kleider legte es sich um ihre erfrorenen Glieder; sie wurde mit einem Male stark und satt und erhob sich, während ein behaglicher, lauer Strom sie durchrieselte. Eine maßlose Freude sprudelte in ihr auf; sie fühlte nicht, wo sie war, sie wußte nichts; aber es lag nicht der leiseste Schatten über der Freude, die sie empfand.

Jedesmal, wenn sie trank, war es, als ob sie tiefer und tiefer in warme, duftende Rosenblätter sank, bis sie über ihrem Kopf zusammenschlugen und sie in hohen Bogen hin und her schlangen, wo Rosen klangen und Musil duftete in langen rosenroten Tönen, die ihr Elend kammten und sie zu trösten kamen.

Aber die Kellertür wurde von außen aufgestoßen, und der Deonom zeigte sich bleich und atemlos. Der Ladenbursche mußte etwas gemerkt haben, denn man hatte einen Boten auf die Polizei geschickt und zwei Polizisten waren schon an Madam Ellingsens Ecke.

Der Mechaniker war mit einem Male fort, als ob er in die Erde gesunken wäre. Auch der Blechschmied lief fort mit dem, was er hatte; der Deonom folgte und dort an der Bankette unter der Laterne schimmerten die langen Beine von Jörgen Lambour, welcher verschwand.

Aber Ewend wollte nicht von Esse fortgehen, welche mit der leeren Flasche in der Hand da stand; er zog sie mit sich nach dem Ausgang des Vestfaks, der noch frei war.

Plötzlich blieb sie stehen und drückte die Hände heftig an die Brust. Ewend sah sie an: die Augen waren glänzender als je, die Lippen waren rot von Blut, — sie hatte sich an dem Flaschenhals geschnitten — und alle ihre Jugendschönheit schien einen Augenblick in das kleine, feine Gesicht zurückgekehrt. Ewend stand ganz verloren, — so schön war sie nie gewesen.

Aber dann fing sie an zu lachen, erst warm und munter — als ob sie Freunde wären und es gut hätten —, dann stärker und stärker, bis es Flohs altes Lachen wurde, das, welches die Treppen hinauf und die Treppen hinunterlaufen konnte, direkt in die Herzen der Leute. Aber immer wilder und wilder lachte sie, so daß es ihm durch Mark und Bein ging.

Ewend ergriff sie, um sie zum Schweigen zu bringen, aber da drückte sie wieder die Hände an die Brust; das Gesicht wurde grau, und mit einem langen, bebenden Seufzer glitt sie aus seinen Armen und fiel mit dem Gesicht in den Schnee.

Da kam schon ein Polizist gelaufen und Ewend zog sie an den Beinen nach der entgegengesetzten Ecke. —

„Fröhliche Weihnachten!“ sagte die Frau Polizeimeisterin.

„Danke, gleichfalls!“ antwortete Frau Benken.

Die beiden Damen standen unter der großen Laterne vor Konjul Withs Thorweg. Es war eine Erweiterung der Straße — fast wie ein kleiner Platz — mit dem Haus des Konjuls auf der einen Seite und Ellingsen und Larsen auf der andern. Und da es ein Knotenpunkt für den Verkehr der Stadt war, sammelten sich hier nach und nach mehrere Damen, welche ihre Einkäufe und ihre Bescherungen beendeten hatten, — selbst Frau With, welche gerade aus der Stadt heimkam, stieg aus ihrem Wagen und schloß sich der Gruppe an, um Weihnachtsgrüße auszutauschen und über den Tag zu reden.

Es waren nicht bloß Damen vom Verein für gefallene Weiber der St. Peter-Gemeinde, sondern von den verschiedenen Vereinen der Stadt und die Unterhaltung war äußerst lebhaft — teils etwas komplementierend, teils ein wenig böshaft, wenn es galt, seinen eigenen Verein zu verteidigen oder herauszustreichen, wie viel der zu bescheren gehabt hatte. Aber die Stimmung war sehr wohlwollend; man war fertig und hatte ein gutes Gewissen.

„Ja, Sie haben recht, es ist schön, fertig zu sein,“ sagte die eine.

„Das war ein geschäftiger Tag, ich glaubte nie, daß ich mein letztes Kleidungsstück noch los würde; alle, alle hatten Kleidungsstücke bekommen; es gab dieses Jahr zu viel Kleidungsstücke.“

„Aber dann wissen wir auch, daß wir etwas ausgerichtet haben,“ erklärte Frau With an ihrer Ecke.

„Sehen Sie doch Fräulein Falbe dort, wie sie läuft!“ sagte die Frau Polizeimeisterin.

„So ist es immer mit ihr.“

„Daß die nicht fertig werden kann, — das begreife ich nicht; wenig hat sie bloß und das, was sie hat, wirft sie an den ersten besten fort.“

Frau With unterbrach mit ihrer gebieterischen Stimme: „Ich glaube, sie geht herum zu den Armen und redet schlechtes über uns.“

Verschiedene hatten das schon längst geglaubt. Die Armen wollten nie recht antworten, wenn man sie nach Fräulein Falbe fragte.

Inzwischen hatte sich auch der Kaplan der Gruppe angeschlossen. Er war sehr lebenswürdig und äußerst aufgeräumt infolge des Tages, und die Damen drängten sich um ihn, um ihn ein gesegnetes Christfest zu wünschen.

„Fräulein Falbe ging gerade vorbei —“

„Nein — da muß ich bitten,“ berichtigte die Frau Polizeimeisterin, „sie lief gerade vorbei. Es that mir weh, sie zu sehen; es war gleichsam kein rechter Weihnachtsfrieden über ihr.“

„Ach — nein — teure Frau!“ antwortete der Kaplan still, „das will ich gerue glauben. Es kommt darauf an, in welchem Geiste man arbeitet. Wenn die Arbeit nicht vom rechten Geist geleitet wird, so fehlt der Segen.“

„Ja, — darin hat der Herr Pastor recht“, brach Frau Venken aus; „das ist gerade das Besegnete an Weihnachten, daß sein seine Pflicht erfüllt hat: geteilt mit den Armen. Heute kann keiner klagen, und es ist so schön daran zu denken, wenn man es selbst gut hat.“

„Und es ist nicht weniger schön, in sein Heim den Dank und Segen der Bedürftigen mitzunehmen“, fügte die Frau Polizeimeisterin mild hinzu.

Der Kaplan sah mit Bewunderung die hübsche Frau an, und in der gehobenen Weihnachtsstimmung, in der er sich befand, wollte er schließlich einige erbauenden Worte an den tausenden Kreis der Damen richten, als gerade Doktor Venken über die Straße kam.

Der alte Herr lächelte mit seinem häßlichen Grinsen, indem er sagte: „Fröhliche Weihnachten, meine Damen! — Großer Diebstahl drüben bei Ellingen und Larsen. Die Polizei hat schon ein paar gepackt.“

„Ein Diebstahl! — Stehlen! O, mein Gott! Stehlen am Weihnachtsabend! — Unmöglich! — Wer? — Wer? — Kennt sie niemand?“

„Das können nicht Leute aus unserer Stadt sein,“ erklärte das Plättbrett majestätisch.

„Es ist die Bande aus Madam Spädboms Arche,“ antwortete der Doktor böshaft.

Die Bande, — ja, an die Bande hatte niemand gedacht; die abscheulichen Menschen waren ja eine Schmach für die ganze Stadt.

Das machte einen sehr unbehaglichen Eindruck. — Der Kaplan gab seine kleine Rede auf und senkte nur kurz über „die Verhärteten“, worauf man sich trennte, um heim zu eilen und zu versuchen, diesen Miß in der Weihnachtsfreude zu verwinden.

Die Frau Polizeimeisterin sagte zu Frau Venken, als sie miteinander heimgingen: „Denken Sie sich, gnädige Frau, wie zerstreut ich bin. Als Ihr Mann sagte: Madam Spädboms Bande, hätte ich bei einem Haar gesagt: Sie meinen Fräulein Falbes Bande.“

„Da ist, weiß Gott, etwas dran,“ antwortete Frau Venken und sah die junge Frau mit Achtung an.

Inzwischen lief Fräulein Falbe wirklich in der Stadt herum; sie suchte Floh. Als sie um halb sieben heimgekommen war, war Christian ausgegangen; das ganze Haus leer und dunkel und Else nirgends zu finden.

Das war eine bittere Enttäuschung für Fräulein Falbe; sie hatte sich so sehr auf diesen Abend gefreut, und es fiel ihr gar nicht ein, daran zu zweifeln, daß Else kommen würde, wenn sie es so ernst versprochen hatte.

Aber nun kam sie auf den Gedanken, daß Else möglicherweise Punkt sechs nach der Arche gekommen wäre und wieder gegangen, weil kein Licht war.

Und nun machte sie sich selbst harte Vorwürfe, daß sie sich bei der Frau in der Mühle hatte aufhalten lassen und daß sie überhaupt Floh hatte ent schlüpfen lassen, als sie sie gerade in die Hand bekommen hatte.

Die Straßen wurden leer. Vor den Schaufenstern standen bloß ein paar arme Kinder und froren; die Läden schlossen mit Ausnahme der Höfereien, welche noch voll von Leuten waren.

Als Konsul With gegen sieben mit Paketen beladen heimging — er hatte immer die kostbarsten Geschenke für seine Frau —, traf er drei Polizisten, welche etwas langes, schwarzes zwischen sich trugen.

„Was ist das Hansen,“ fragte der Konsul.

„Ach, es ist Floh, Herr Konsul.“

„Um — ist — ist sie tot?“

„Bloß steif besoffen, glaube ich. Fröhliche Weihnachten, Herr Konsul!“

„Danke, gleichfalls,“ antwortete Konsul With und ging weiter.

Je stiller es in den Straßen wurde, desto lustiger wurde es in den Häusern; und das Lachen und Schreien der Kinder drang hinaus in die kalte Winternacht, wo Fräulein Falbe noch immer herumkief, — indem sie sich jeden Augenblick einbildete, Flohs Luch an der Ecke flattern zu sehen.

Schließlich traf sie einen Polizisten, der auch jemanden zu suchen schien; er erzählte ihr, daß die Bande auf einem Diebstug gewesen und daß Floh dabei gewesen wäre.

Rüde und vernichtet ging Fräulein Falbe heim. Es war in Wirklichkeit nicht so selten, daß sie Enttäuschungen dieser Art erlebte; aber dies war ihr die schmerzlichste von allen; sie hielt so viel von Else.

Als die Schwester nicht, wie verabredet, um sechs kam, war Christian ausgegangen; aber er fand heute abend keine Gesellschaft; überall war es kalt und leer, so war er wieder heimgegangen, mürrisch und trahlerisch.

Die Schwester sagte nichts, sondern setzte die Grütze auf; sie stand fertig, man brauchte sie bloß zu wärmen. Während sie den Tisch deckte, plagte er sie mit Vorwürfen und boshaften Wizen; und als sie mit der Grütze kam, war sie angebrannt, denn sie hatte vergessen sie umzurühren.

Alles war so ungemütlich, als es nur sein konnte, — und sie hatte sich so auf diesen Abend gefreut! Eine Weile kämpfte sie tapfer, aber als das Weinen siegte, legte sie den Kopf auf den Arm und schluchzte laut.

Der Bruder sah eine Weile und sah sie an. So gebeugt hatte er die starke Schwester nie gesehen. Er fing an Neue zu fühlen und wollte etwas Tröstendes sagen:

„Ja siehst Du, Auguste! So wie Du es anstellst, hast Du nie etwas anderes als Enttäuschungen und Kummer. Wenn Du Dich durchaus um diese Armen kümmern mußt, so mache es wie die anderen Damen der Stadt. Die haben ihre bestimmten Armen, denen sie helfen, und brauchen sich nicht um andere zu kümmern. Aber Du wirfst das Wenige, das Du hast, weg an alles mögliche Gesindel, dem nicht zu helfen ist; ja, Du stiftest gewiß mehr Schaden als Nutzen!“

„Nein, Christian! — das thue ich nicht, rief Fräulein Falbe bestimmt und hob den Kopf in die Höhe; „und ich will nicht meine bestimmten Armen haben. Mögen die andern ihr Gewissen loskaufen mit den Brocken, welche sie wegwerfen; mögen sie heimgehen — ruhig in dem Glauben, ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie ihr Herz auf einige wenige würdige Armen beschränkt haben, wo sie Segen sehen können — wie es heißt. Ich weiß, daß der große Abgrund nie ausgefüllt werden wird, wieviel man auch hineinwirft; und diese Gewisshheit ist der einzige Lohn, den Du für Dein Mitleid erwarten darfst; — sie treibt Dich von Höhle zu Höhle zu den schlimmsten, den lasterhaftesten, wo Du weißt, daß Dich neue Enttäuschungen und neue Schmerzen erwarten. Denn nun weiß ich, was ich zu denken habe: Geld, Gaben und Almosen — alle zusammen thun wohl, und ich freue mich, wenn sie kommen. Aber das Gold von aller Welt fällt in dem Abgrund zwischen denen, die es gut haben, und denen, die es schlecht haben, nicht so viel wie ein einziger Tropfen warmes Menschenblut. Und wenn Du Ihnen auch nicht einen Feszen zu geben hast, aber ihnen begreiflich machen kannst, daß Du dieses Herzblut hast, dann sollst Du Enttäuschungen nicht fürchten, sondern von Höhle zu Höhle gehen, und Du brauchst Dich nicht nach dem Lohn zu richten. Deshalb will ich morgen zeitig aufstehen und da anlassen, wo ich heute aufhörte.“

Als sie das gesagt hatte, ging der Bruder zu ihr hin.

Zärtlichkeiten waren gewiß nicht häufig zwischen diesen Geschwistern. Aber jetzt nahm er sie in seine Arme und küßte sie.

Und er flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie hatte es so oft gehört — dieses Versprechen, und sie wußte, daß er nicht die Kraft hatte, es zu halten!

Aber dieses Mal glaubte sie ihm; sie sah mit dem wunderbaren Lächeln, das sie so hübsch machte, zu ihm auf und dankte ihm.

So setzten sie sich wieder — lachten und weinten und schwachten zusammen — wie sie es schon viele Jahre nicht gethan hatten.

Die Grütze war angebrannt, das war nicht zu bestreiten; aber wie schmeckte sie trotzdem!

VIII.

Es war eine rechte Weihnachtsnacht — still und rein. Weiße, leichte Wolken strichen vorüber an den blanken Sternen und dem Mond, welcher spät heraufgekommen war, und schimmerten über den neuen Schnee und den dunkelblauen Fjord zum Meere hin.

Ueber der ganzen Stadt schwebte ein leichter Duft von Gänsebraten und Punsch, und wie ferner Psalmenfang klang ein mildes Schnarchen von allen denen, die rund herum schliefen mit überladnem Magen.

Die Kleinen schliefen fest, ermattet von Glückseligkeit, und träumten von Zinnsoldaten und Zuckerzeug.

Die Großen schliefen unruhig und warfen sich hin und her und glaubten, es säße ihnen eine fette Gans auf der Brust und riebe ihnen Schmalz unter die Nase

Aber Floh schlief am besten von allen.

„Ich glaube, meiner Treu, in der Weihnachtswacht könnte ich doch Frieden haben,“ sagte Doktor Benzen ärgerlich, indem er aus dem Gefängnis kam; „ich konnte es im Voraus sagen, daß sie sich tot trinken würde, und jedes Kind konnte es sehen, daß sie tot war. Ein ander Mal können Sie bis zum Morgen warten — Papa Hansen!“

„Entschuldigend Sie, Herr Doktor! aber ich habe Befehl, unerbittlich den Tod konstatieren zu lassen,“ antwortete der Gefängniswärter demütig; er stand wieder in der Thür, „fröhliche Weihnachten, Herr Doktor!“

Der Doktor brummte etwas und beeilte sich durch die leeren Straßen nach seinem warmen Bett. Es war heißend kalt, ein scharfer Nordwind fuhr vom Hafen herein.

Inzwischen zog der Mond Stück für Stück über Stadt und Land, besah alles mit seinen kalten, gleichgültigen Augen — erst auf der einen Seite, dann auf der andern und wenn er fertig war, legte er einen schwarzen Schatten drüber und zog zum nächsten.

So kam er auch zum Gefängnis, guckte schräge hinein durchs Gitterfenster und fand da Floh auf einer Bank an der Wand.

Ihr Kleid stand auf der Brust offen, weil der Doktor auf den Herzschlag gehört hatte, und der eine Arm hing hinunter auf den Boden.

Der Mund war halb offen, und das Blut auf den Lippen machte ihn schwarz und groß. Sie war häßlich, wie sie so verwehlt und ärmlich dalag in dem kalten Mondlicht.

Ihre Schönheit hatte sie verloren und anderes dazu. Sonst hatte sie nicht groß was im Leben zu verlieren gehabt, und jetzt, da sie fortging, war auch sie kein Verlust für das Leben. Jemandwo stand zwar ein Teller mit angebrannter Grütze von Reiskries für sie, aber sonst gab es nichts, auch nicht einen Platz im Leben, der ihr gehörte, so konnte sie also gehen, ohne jemand zu stören.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Mortens Weihnachtsabend.

Nach dem Dänischen des J. B. Jensen.

Auf dem Hofe Jngvar Hansens begann es zu dämmern, ohgleich die Uhr nicht viel mehr als vier sein konnte. Die Magd, die ein wollenes Tuch über den Kopf gebunden hatte, holte Wasser.

Der Häusler kam von der Dreschteme her, er stand in der Thür und las die Spren aus seinen wollenen Aermeln. Hierauf zog er den Rock an und schritt quer über den Hof dem Wohnhause zu.

„Du könntest mir beim Wassertragen etwas helfen, Morten,“ sagte die Magd und guckte ein wenig aus dem schwarzen Tuch hervor.

„Das könnte ich wohl,“ antwortete Morten und lächelte über den Scherz; dann ging er in den Korridor, säuberte die Holzschuhe und hob die Klinke der Stubenthür.

Das Zimmer war warm wie eine Badestube und es roch nach Wohlstand; all die Jahre hindurch war gut gegessen worden da drinnen. Die Frau stand am Tische und rührte den Pfannkuchenteig.

„Es ist Morten,“ sagte sie zur Schlafstubenthür hinein. Jngvar Hansen erschien in Blusenärmeln und großen Winterschuhen.

„Wolltest Du etwas, Morten? fragte er und setzte sich gähmend an das obere Tischende. Ja, Morten war nun fertig für heute — so und so viele Garben. Er hatte übrigens gedacht . . .“

Jngvar Hansen rauchte seine Pfeife und wartete.

Morten wollte um das bitten, was er zu gute hatte.

„Wir pflegen ja am bestimmten Wochentage zusammenzurechnen,“ sagte Jngvar Hansen.

„Nun — ja, das thaten Sie ja auch, das stimmte! Ja, dann . . .“

„Aber Du kannst gern Deinen Lohn für die vier Tage bekommen,“ sagte Jngvar, „da soll nichts im Wege sein.“ Jngvar ging ins Schlafzimmer und kimperte da drinnen mit einem Schlüssell.

„Ja, denn ich hatte daran gedacht, in die Stadt zu gehen,“ sagte Morten laut und befreit aufatmend — „um Medizin zu holen.“

Jngvar kam zurück und begann das Geld auf den Tisch zu zählen. „So, bitte schön! . . . Es wird ein Dore fehlen, aber ich habe mir einen Zweidöre; kannst Du den wechseln?“

Das konnte Morten nicht, er schwieg, überzählte das Geld und steckte es ein.

„Kannst Du ihn nicht wechseln? ja, dann kannst Du einen Dore zu gute haben.“

„Nä!“ Morten lächelte — das war doch einerlei.

„Nur werde mir doch keinen Dore von Dir schenken lassen,“ sagte Jngvar etwas barsch und schob den Zweidöre hin. „Dann kann ich bei Dir einen zu gute haben.“

Morten war das unangenehm, er schwieg und stand immer noch da, die Mütze in der Hand.

„Wenn Du in die Stadt kommst,“ sagte Jngvar, „dann kommst Du zum Kaufmann Möller hineingehen und etwas für mich mitnehmen. Sie wissen Bescheid. Wenn Du doch den Weg machst . . .“

„Das werde ich,“ sagte Morten erleichtert.

„Ja, das werde ich schon besorgen, Kaufmann Möller . . . ja.“ Es war nicht Mortens Absicht gewesen, noch am selben Abend in die Stadt zu gehen, aber jetzt beschloß er, es zu thun. Er stand einen Augenblick und schaute umher.

„Nun will ich ein fröhliches Weihnachtsfest wünschen!“

„Fröhliches Weihnachtsfest, Morten!“ sagte die Frau.

Dann setzte Morten die Mütze auf und entschloß sich endlich zum Gehen.

Der Zweidöre war auf dem Tische liegen geblieben. Jngvar nahm ihn und legte ihn in den Geldsack zurück.

Morten mußte erst nach Hause, um sich frei zu machen. Es ward fünf Uhr, bevor er sich auf den Weg machen konnte; die Stadt lag zwei Meilen entfernt, wenn er sich beeilte, konnte Morten gegen zehn Uhr zurück sein.

Es war ziemlich dunkel, aber der Schnee leuchtete. Morten erreichte die Chauffee und schritt schnell dahin; er hatte den Wind im Rücken. Es war sieben Uhr, als er die Stadt erreichte; es hatte leise zu schneien begonnen.

Morten besorgte seine kleinen Einkäufe, er war in der Apotheke und er kaufte ein Viertelpfund Kaffee, Zucker und andere Kleinigkeiten. Auch für zehn Dore Brustzucker kaufte er — das sei für die kleine Mädel, erklärte er. Dann ging er hin, um die Sachen für Jngvar Hansen zu holen. Kaufmann Möller wollte gerade schließen, als Morten kam.

Der Kommiss häufte die Sachen auf dem Tische auf, es waren mehrere große Palete — alles in allem etwa zehn Pfund. Morten ergriff die Schür und probierte das Gewicht, das ging an.

„Aber was sagen Sie zu dieser hier?“ fragte der Kommiss und warf eine große, zusammengerollte Zinkplatte auf den Ladentisch.

Morten blickte sie bestürzt an und hob sie auf, sie wog etwa ein einhalb Pfund. Er sah sich um.

„Sollten Sie nicht einen alten Strick haben, den ich kriegen könnte?“ Morten begann die Palete zu verteilen.

„Jawohl!“ Der Kommiss band ein dickes Tau um die Zinkrolle und half Morten auf die Schulter. Der Gehilfe beeilte sich, ihn los zu werden, und als Morten aus der Thür schritt, stand er schon mit der Eisenstange in der Hand da, um die Thür zu schließen, damit nicht noch sonst jemand herein käme.

Morten war schwer beladen, als er herankam. Erst als er außerhalb der Stadt auf der freien Chauffee angelangt war, merkte er, wie steif der Nordwind blies, der ihm gerade entgegen kam. Und dabei schneite es. Es würde eine stramme Tour werden mit all den Paleten.

Morten schritt rasch weiter; der heißend kalte Wind stemmte sich ihm entgegen und pfliff mit seinem Frostschnee gegen seine Augen und an seinen Ohren vorbei. Der Wind heulte ordentlich in beiden Enden der Zinkrolle. Es war absehnlich, wie schwer sie war. Morten hielt inne und legte sie auf die andere Schulter. Wieder schritt er wader aus, konnte aber wohl spüren, daß er den Hinweg schon gemacht hatte, seine Beine waren steif.

Inzwischen hörte es an zu schneien, es hellte sich auf, der Wind aber nahm noch an Stärke zu. Es ward Schneetreiben, der frischgefallene, feine Schnee segte am Grabenrand entlang und eilte über die nackte Chauffee. Draußen auf den öden Brachfeldern spielten lange Schneestriemen mit dem Wind, leichte Schleier segten dahin, hinter jede kleine Scholle legte sich der Schnee.

Morten schritt weiter, der Wind leistete heftigen Widerstand, er mußte sich vornüberbeugen und ihm jeden Schritt abringen. Der Frost schnitt ihm ins Gesicht, besonders Nase und Ohren litten darunter. Morten hielt inne und legte seine Palete hin, während er durch Reiben den Schmerz in den Ohren zu lindern suchte. Dann schritt er wieder weiter. Der Strick, der die Zinkrolle zusammenhielt, schnitt ihm in die Schulter. Er hatte schon so oft gewechselt, daß beide gleich heftig schmerzten.

Hin und wieder kam ein Haus am Wege in Sicht, aber meistens lag derselbe nackt da, vom Winde reingefegt und hart wie eine Diele. An einigen Stellen des Weges legte der Schnee sich fest und bildete Flecke, welche nach der Windrichtung länglich waren. In der scharfen Winternacht hörte man keinen Laut außer dem feinen Geriesel des Schnees über die Felder hin, ein Laut gleich inhaltslosem Plüßern, die einförmige Melodie des Schneestaubes und des Windes leise Berührung eines Strohhalmes, der steil aus dem Schnee emporragte. Der Himmel war hoch und klar im Norden, die Wolken lösten sich; es ward sternklar. Der Himmelswagen leuchtete wie eine Droßche aus sieben zitternden Steinen, einige andere Sterne glitzerten bläulich in der klaren Nacht. Der Horizont lag tief unten, wellenförmige, lose Schneeschleier schleppten sich häßlich und spielend an den Grabenwänden entlang. Im Schutze der Böschungen bildete der

Wind einen Wirbel und einen leeren Fleck, wo der Schnee sich dann hinsetzte häuften sich Schneewehen. Wo Anhöhen oder Durchstiche waren, fuhr der Schnee mit Hast darüber hin und rieselte in feinen Schichten auf die unten liegenden Schneewehen. Der Wind spielte in der toten Kälte, der Wind segte und strich über das verlassene, öde Land.

Als Morten den halben Weg hinter sich hatte, war er todmüde. Der Wind gab nicht nach; er mußte sich ununterbrochen dagegen anstemmen, und die Pakete wurden immer schwerer. Vor allen Dingen die Zinkrolle — Morten trug sie eine Zeitlang unter dem Arm, um auszuruhen, er trug sie vor sich her auf beiden Armen wie ein Widellind, und schließlich lud er sie wieder auf seine schmerzenden Schultern. Aber es war jetzt fast gleichgültig, wie er es anfang, es schmerzten ihm sogar alle Glieder. Morten setzte die Beine und beugte sich vornüber, der Wind wehte seine Weinleider gegen die trockernen Beine. Es war ihm, als würde der eine Holzschuh so flach unter dem Absatz — sollte er etwa den Beschlag verloren haben? Morten stand still und zog den Holzschuh aus, stand auf einem Bein und ließ den bestirmpften Fuß in der Luft baummeln. Ja, er hatte den Absatzring verloren — das war schlimm; das Holz würde bald aufschleifen auf dem harten Wege. Morten belud sich wieder mit den Paketen und wandte sich gegen den Wind. Er zog die Kälte in seine warme Nase ein und blinzelte mit den Augen, die vom Wetter heftig schmerzten, obgleich er sie fast geschlossen hielt.

Morten wechselte abermals die Lage der Zinkrolle. Jetzt trug er sie zur Abwechslung ganz unten auf der Hüfte. Er hatte noch drei Viertelstunden zu gehen, es war eine lange, nackte Strecke Weges. In der Ferne zu beiden Seiten schimmerten einzelne rote Lichter, überall feierten sie jetzt Weihnachtsabend.

Morten konnte nicht warm werden, kalter Schweiß brach hervor, seine Beine waren stellenweise wund und eiskalt. Er mußte sich wohl beeilen, aber vielleicht war es auch einerlei, möglicherweise war es gleichgültig. Er schwanke vorwärts und trug wieder die Zinkrolle in beiden Armen vor sich her. Hin und wieder stand er stille, um auszuruhen; aber er legte seine Bürde nicht ab, denn es kostete so viel Mühe, sie wieder aufzunehmen.

Welch' lange Nacht dies war und welch' ewiges Wandern diesem heißenden Wind entgegen, und die Kälte durchdrang die Kleidung und trotz an der nackten Brust empor. Morten dachte einige Male, daß er es gut gehabt und in der Wärme geschlafen hatte, das würde nie wieder sein, nie wieder sollte er schlafen dürfen, so schläfrig er auch war, so schläfrig . . .

Der Schnee segte dahin wie weißes Leinen, der seine Staub rieselte über den Weg, es sah aus, als ob er in weißen Streifen dahinstrome. —

Als Morten die Lichter des Ortes zu Gesicht bekam, stand er still und wiegte sich im Winde. Er samm nach und es war ihm, als sei er sozusagen schon „hinüber“ gewesen. Ohne es zu wissen, war er wohl nahe daran gewesen, auszugleiten und umzufinken. Die Meere hatte die Arme nach ihm ausgestreckt und ihm ins Ohr ge-flüstert, wie schön es sei, auszuruhen, wie herrlich . . .

Morten war ängstlich und schritt vorwärts mit Aufbietung seiner letzten Kräfte. Der Schweiß brach aus seinem feuchten Körper hervor.

Die letzte Viertelstunde ging Morten mit kleinen steifen Schritten, fast ohne die Knie zu beugen; er hielt sich ganz vornübergebeugt und trug die Zinkrolle mit beiden Armen gegen den Leib gepreßt. Er konnte es nicht unterlassen, hörbar zu atmen.

Es war nach elf Uhr, als jemand bei Ingvar Hansen in den Flur trat und nach dem Thürdrücker tastete. Es war Morten. Das Gefinde saß noch da und spielte um Pfefferküchen.

Morten löste die Pakete und legte sie auf den Tisch. Zuletzt alle er die Zinkrolle hin und blickte in die Höh.

„Und dann noch diese hier . . .“

„Diese!“ sagte Ingvar Hansen, „die ist für mich.“

„Ja, sie ist,“ sagte Morten, als hoffte er, daß sie für Ingvar sei; verwundert schaute er sich um.

„Nein, das ist wohl ein Mißverständnis, davon weiß ich nichts; Kaufmann Möller muß sich versehen haben.“

Morten schaute mit einem Ausdruck vor sich nieder, der sie alle zum Lachen brachte.

„Das ist eine stramme Tour für Dich gewesen,“ sagte Ingvar, „Deine Ohren haben die Kälte spüren müssen.“

Ja, Morten hatte Blasen an den Ohren.

Am Weihnachtstage blieb Morten vor Müdigkeit im Bette liegen. Aber im übrigen nahm er keinen Schaden. —

Kleines Feuilleton.

Musik.

Seit jeher wies die Pflege der Künste mancherlei Beziehungen zu den Jahreszeiten auf. Ganz unmittelbar erscheinen solche Beziehungen z. B. in dem sommerlichen Rhythmus von Gemälde-Ausstellungen und in dem winterlichen Rhythmus der Saison für ständige

Theater und Konzerte. Vermittelt erscheinen hinwieder solche Beziehungen durch religiöse Kultusformen. Insbesondere war dies der Fall bei ganz oder teilweise dramatischen Aufführungen mit Musik, wie sie schon von den Ägyptern und Indern gepflegt, dann von den Griechen unter dem Namen „Mysterien“ übernommen wurden und schließlich unter demselben Namen als christliche Kirchenschauspiele wiedererschienen, d. i. etwa seit dem achten Jahrhundert. Aus ihnen entwickelte sich mit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das uns bekannte Oratorium. Wenig verschieden von ihm war die direkte neuzeitliche Fortsetzung jener alten Mysterien. Sie ging gleich dem Oratorium mehr ins Lyrische als ins Dramatische. War früher die Fastenzeit die dafür bevorzugte Zeit („Passionen“), ergänzt durch die Marienzeit mit ihren „Marienschauspielen“, so wurden etwa seit dem 17. Jahrhundert auch Weihnachten, Ostern und Himmelfahrt Termine solcher Mysterien. Für uns wohl das wichtigste ist der Umstand, daß es sich hier ursprünglich — ganz abgesehen von sonstigem Wert oder Unwert — um Veranstaltungen handelte, die den Gefühlen des Volks in aufrichtiger und wohl auch lebhafter Weise entsprachen. Und der musikalische Künstler, der all diese Anläufer der „Mysterien“ wohl in der großartigsten Weise beherrschte, Johann Sebastian Bach, schuf denn auch mit aller Treue aus einem Fühlen heraus, das dem des Volks wohl inniger entsprach, als es uns heute scheinen mag.

Aus jenen Zeiten hat sich bis heute die Gepflogenheit erhalten, Wendepunkte des Jahres durch entsprechende musikalische Aufführungen zu markieren. Nur eines hat sich im wesentlichen nicht erhalten: die Verwandtschaft dieser Werke und dieser Aufführungen mit dem Fühlen des Volks. Darauf deutet schon sowohl der Umstand hin, daß solche Vorbietungen meistens aus dem Leben der Kirche heraus in die Isoliertheit des Konzertsaales getreten sind, als auch der Umstand, daß wir dabei von alten Schätzen zehren — die gegenwärtigen Kompositionen dieser Art sind spärlich und sind weder recht Kirche noch auch recht Welt. Ob Herr Philipp Wolfrums neues „Weihnachtsmysterium“ mit seinem Kataklysmen-„Spiele des Volkes“, welche Komposition uns in dieser Weihnachtswoche vorgeführt werden soll, darüber hinausgeht, wird sich ja zeigen.

Vorläufig wird die Pflege jener alten Ueberlieferungen hervorragend geliebt von unserem konservativsten Musikinstitut, von der nun bald elf Jahrzehnte alten „Singakademie“. Zu ihren regelmäßigen Veranstaltungen gehört die weihnachtliche Aufführung von Bachs „Weihnachtsoratorium“, einem der unserm heutigen Hören nächstliegenden, wenn auch nicht allerreichhaltigsten unter Bachs Hauptwerken. Die (im ganzen 17.) Darbietung durch die Singakademie und durch die zugezogenen Kräfte, wie wir sie am Mittwoch hörten, erinnerte an das vorhin skizzierte Verhältnis jener ganzen Art von Vorstellungen zu unserer Zeit. Man kann sich nicht eben über Ingehörigkeiten beklagen; auf einzelne Unreinheiten, z. B. bei den gerade hier in hohen Lagen angestregten Blechbläsern, kommt es nicht so sehr an. Allein um uns dieses fast drei Stunden dauernde Werk und speziell die vielen Wiederholungen innerhalb vieler seiner Nummern tiefer zu Gemüte zu führen, dazu müßte die ziemliche Eintönigkeit dieser Wiedergabe (auch ganz abgesehen von der Frage nach Wohlklang der Chorstimmen) durch ein weit plastischeres Gestalten überwunden werden.

Mit den vier Solisten stand es ähnlich. Sie waren im ganzen nicht schlecht, reichten aber doch nicht aus, zumal nicht dort, wo es galt, über reichliche Figuren Herr zu sein, statt von ihnen abhängig zu bleiben. Am wenigsten galt dies wohl von dem nicht eben die wichtigste Partie tragenden Bassisten G. Rolle (der freilich wieder mehr ein Varyton war); am meisten galt es wohl von der Sopranistin Anna Münch, deren Stimme anscheinend durch Besorgnis recht mürbig war. Schöne, echte Tenorstimme und eine reichenswürdig Modulierfähigkeit besitzt Emil Pins; schwierigere Figuren gaben ihm nun doch zu viel zu thun, vielleicht infolge einer Indisponiertheit. Am interessantesten war die Leistung der — von uns schon mehrfach gewürdigten und seither ersichtlich weiter entwickelten — Altistin Anna Stephan; doch auch ihre sympathische und tüchtige Stimme (die vor allem noch größer und im Sinne eines richtigen Altos „dicker“ sein müßte) reichte für einen Eindruck, wie er hier möglich wäre, nicht aus; das idyllische Schlaflied Nr. 19 hob sich dadurch nicht so heraus, wie es der Schönheit dieser Episode entspricht. — 82.

Humoristisches.

— Ein Geschäftsmann. „Haben Sie den jungen Herrn Bemüller noch immer als Verkäufer in Afrika?“
„Gewiß! Den lasse ich auch nicht mehr los!“
„Macht er denn auch gute Geschäfte mit den Negern?“
„Der? Mit den Negern? Ich sag' Ihnen, der macht sogar Geschäfte mit den Schimpansen!“ —

— Wie die Alten jungen zc. „Du warst gewiß noch nicht auf dem Volksfest, Lieschen?“
„Nein — so wo hin gehen wir überhaupt nicht! Wir gehören zu den oberen Behntausend!“ —